

Gießener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Gießener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die Rächer.

Roman von Hermann Wagner.

(Fortsetzung.)

Die Mutter ruhte erschöpft auf ihrem Lager, aber ihre Wangen glühten, und eine ruhige Freude verklärte ihr Gesicht.

Meisner beugte sich über sie und küßte sie auf die Stirn, die feucht vom Schweiß war.

Die Hebamme bemühte sich um das Kind.

Erst jetzt wandte sich Meisner auch diesem zu. Es lag in den Betten wie verloren, ein Nichts, das schon wieder schlief, kaum daß es den Tag gesehen hatte. Es hatte die dunkelgelbe Farbe eines Chinesen, und sein Haar war wie unendlich zarte Seide.

Meisner fuhr über das Gesicht des Kindes hin und erschauerte vor dem Selbigen und Weichen, das er fühlte. Ein armes Tierchen, dachte er. Und er steckte den Kopf in die Betten und versuchte, das Geschöpfchen zu küssen. Aber die Hebamme sagte mißbilligend: „Nicht wecken!“

Da trat er wieder zu seiner Frau und setzte sich auf den Rand ihres Bettes. Er nahm ihre Hand, die fast durchsichtig war. „War es sehr schlimm?“ fragte er zärtlich.

„Ich weiß nicht... es war wie ein Traum...“

„Du bist erschöpft, du mußt schlafen!“

„Ja, schlafen...“ und sie schloß schon die Augen, während er auf den Fußspitzen zurücktrat und lautlos die Tür hinter sich zufallen ließ.

Sie nährte ihr Töchterchen selbst, und soviel Schönes lag in dieser Handlung, daß Meisner erschauerte.

Das Kind schlief, trank und schlief wieder. Manchmal schlug es in dem Bettchen die Augen auf, die schönen Augen seiner Mutter, und sein Blick schien verwundert zu suchen, was es nicht fand. Zuweilen schrie es auch, mit einer kräftigen Stimme, die krächte, anhaltend und eigensinnig, so daß die Hebamme lachte und sagte: „Ja, die Lunge, — die ist gut!“

Meisner sah das Kind in der Waune, wenn es gebadet wurde, er sah es im Steckfassen liegen, sah, kaum daß es erwacht war, sein unablässig suchendes Sich-wenden des Köpfchens und die triebhaften Saugbewegungen des kleinen Mundes, der immer bereit war, Nahrung zu fordern.

„Bist du glücklich?“ fragte er seine Frau.

„Ich bin anders,“ antwortete sie, „ich glaube wohl, daß es das Glück ist...“

Lucie durfte das Bett verlassen und hatte bei den ersten Schritten eine sonderbare Empfindung. Sie war einer Bürde ledig, die sich gewesen war, und sie nahm nun eine neue Bürde auf sich, die noch süßer war, weil sie Leben hatte, — ihr eigenes Leben, dessen Bewußtsein sich in ihr unendlich gesteigert hatte.

Sie trug das Kind und sang leise Lieder dabei, sie be-

trachtete es in sich versunken, wenn es schlief, und ertrug die Unruhe ihrer Nächte mit geduldiger Freude.

„Nie hätte ich das gedacht,“ sagte ihr Mann zu ihr. „Immer sah ich dich als reise Frau, aber nie hätte ich eine Mutter in dir vermutet!“

„Ich bin es,“ entgegnete sie stolz, „ich bin nur Mutter.“

„Und ich? Bist du nicht mehr auch meine Geliebte?“

„Ich bin die Mutter deines Kindes...“ Und sie blickte zur Seite, während sie das sagte.

Nachdem einige Wochen vorüber waren, verlor sich allmählich das Neuartige des Ereignisses und der Alltag kehrte wieder in das Haus zurück. Der Hausstand war um ein Kinder mädchen erhöht worden. Meisner war wieder den vollen Tag über in der Fabrik, um abends todmüde und abgehebt heimzukehren.

Das Kind wurde ihm zu einem gelegentlichen Spielzeug. Er klappte es gern am Arm, und es machte ihm großen Spaß, wenn er hörte, wie es krächte. „Es lacht schon!“ rief er aus, um sich darauf sogleich wieder anderen Dingen zuzuwenden.

Das Kind erhielt bei der Taufe den Namen „Lucie“, Meisner hatte darauf bestanden. Es gab auch diesmal keine Feier, außer bei den Diensthöten, die Geschenke erhalten hatten.

„Du,“ rief Meisner eines Tages aus, „wo bleibt unsere Reise?“

„Ja, wo bleibt unsere Reise...“ sagte auch Lucie, aber während in seiner Stimme bei allem Scherz ein gewisser Mißmut durchdrang, empfand sie selbst eine große Zufriedenheit darüber, daß sie nicht reisen mußte.

„Du selbst mußt fort,“ sagte sie ehrlich zu ihm, „du brauchst sehr nötig einige Wochen Erholung.“

„Wo denkst du hin!“ widersprach er ihr empört.

„Aber es kam doch dahin, daß er sich die Sache überlegte und schließlich geneigt war, eine Reise zu machen. „Eine ganz kleine Reise, etwa ins Riesengebirge.“

Er hatte sich diese Reise verdient, denn das, was er in seiner Fabrik geleistet hatte, ging hart bis an die Grenze dessen, hinter der dann ein jeder Mensch versagt.

Trotz der ungeheuren Ausgaben, die besonders zu Anfang hatten gemacht werden müssen und die viele Hunderttausende betrug, mußte das laufende Geschäftsjahr schon, wie aus den Büchern zu ersehen war, mit einem ansehnlichen Gewinn abschließen.

Selbst Leute, die Meisner feind waren, — und alle waren ihm feind, — bewunderten die Fähigkeit, mit der er sich durchgesetzt hatte. Sein Betrieb war nahe daran, sich in die Reihe der ersten der Branche zu stellen. Was das hieß, konnte nur der ermessen, der die Schwierigkeiten kannte, die sich jedem, der Neuling war auf diesem Gebiete, entgegenstellten. Von mancher Seite war ihm ein Fehlschlag prophezeit worden. Jetzt glaubte ein jeder an den Erfolg.

„Ich kann mich jetzt entlasten,“ sagte Meisner ohne jede Ueberhebung, „der Karren läuft allein. Das, was zu machen

ist, machen meine Leute, vor allem mein tüchtiger Direktor.“ Das letztere sagte er nicht ohne Hohn, denn es war ihm eine Genugthuung, daß er auch diesem Mann gezeigt hatte, wer er war.

Das Benehmen des Direktors ihm gegenüber hatte sich völlig gewandelt, dieser verhehlte die Bewunderung nicht, die er seinem Chef sollte. Er war nicht mehr reserviert, sondern auch seine Höflichkeit hatte den Zwang erhalten, die Würde an den Angestellten Reizners vor Jahr und Tag auf gefallen war, nur daß dieser Zwang hier nicht von außen, sondern von innen kam, denn es war etwas in der Persönlichkeit Reizners, das es liebte, sich gegen Widerstände durchzusetzen.

„Ein Raubtier!“ sagte, wie es auch Frau von Marisch einst getan hatte, ein Freund des Direktors einmal zu diesem.

„Aber eines, das von Natur keins war,“ versetzte der Direktor, „das es erst durch die Umstände geworden ist und das seinen Ehrgeiz darin setzt, es zu sein.“

„Durch die Umstände!“ lachte der andere. „Natürlich durch das Gefängnis.“

Die Strafe, die Reizner verbüßt hatte, war längst bekannt geworden, aber gerade das hatte ihm nicht geschadet, im Gegenteil genützt. Man glaubte nun zu wissen, woran man mit ihm war, und beruhigte sich damit. Reizner sein Stillest aufknappen, ohne welches nun kein Mensch auf der Welt der Gesellschaft gegenüber denkbar zu sein scheint. Und da Reizner, ebenso wie seine Frau, deren Prozeß gleichfalls bekannt geworden war, sich der Gesellschaft nicht aufdrängte, sie vielmehr mied, waren Reibungen ausgeschlossen und die Alten aber seinen Fall geschlossen und vergessen.

„Ich habe nur die Wahl,“ sagte Reizner einmal zu seiner Frau, „von den Menschen verachtet oder gefürchtet zu werden. Ich ziehe das letztere vor.“

„Das tuft du nur,“ versetzte sie, „weil du selbst die Menschen entweder verachtest oder fürchtest.“

„Was würdest du an meiner Stelle tun?“

„Mein Fall zwingt mir selbst einen Standpunkt auf. Er ist der: mir sind die Menschen gleichgültig geworden.“

„Aber es gibt auch gute Menschen,“ wandte er ein, „wie soll man sich ihnen gegenüber verhalten?“

„Ich weiß nicht,“ antwortete sie, „ich habe Menschen, die nur gut, das heißt: selbstlos waren, noch nie kennen gelernt, — und ich kann sagen, daß mir viele Menschen bekannt geworden sind!“

In jener Zeit pochte, zuerst zögernd, dann immer heftiger, in Reizners Blut wieder jener dunkle Trieb, der ihn zum Weibe hindrängte.

Sonderbar war, daß er dabei seine Frau nach wie vor liebte, ja, anbetete.

Verstohlen und ohne es sich anfangs einzugestehen, gedachte er der vorjährigen Zeit in Süditalien, erinnerte sich Klaras und Doras und all der anderen. Sein Herz sprach nicht mit, das war klar, es war nur, als ob es nach leidenschaftlichem Begehren, nach Kampf und Sieg ausruhen wolle.

Doch sein Blut wurde heiß und verlangend und machte den Schlaf in den warmen Nächten unruhig und schwül.

Immer häufiger und immer interessierter betrachtete er auf den Straßen die Frauen. Seine Augen wanderten von einer zur anderen, sie schätzten sie ab, suchten ihre Geheimnisse zu erspähen, und seine Gedanken und Vorstellungen trieben mit ihnen ein Spiel, das voll leichter Bärtlichkeit und behender Leidenschaftlichkeit war.

Er schob es auf seine Nerven und dachte: Es ist Zeit, daß ich ausspanne!

Allein es kam wieder und wieder, verließ ihn nicht, hielt ihn fest und verwirrte in solchem Grade seinen Willen, daß er wütend wurde und sich, um der Sache, die lächerlich war, zu beenden, zu Handlungen entschloß, die, wie er dachte, ihm hartum mußten, welsch jämmerlichen Nichtigkeiten er da nachjagte.

Er knüpfte ein Verhältnis an und löste es zwar wieder ebenso schnell, als er es begonnen hatte, wandte sich aber doch einem zweiten zu, dem gern ein drittes folgte.

„Bin ich ein Narr?“ fragte er sich und war sehr erstaunt über sich, wie über eine Entdeckung, die ihm zuvor unmöglich erschienen war.

Er riß sich gewaltsam los und wandte sich mit doppelter Bärtlichkeit wieder seiner Frau zu, die ihm indessen — sei es, daß sie seine Wandlung ahnte, sei es, daß das Rind ihre

ganze Liebe in Anspruch nahm — kühler begegnete, als sie es je getan hatte.

„Liebst du mich nicht mehr?“ fragte er verzweifelt.

„Doch,“ lächelte sie, „warum sollte ich dich nicht mehr lieben?“

„Ich finde, daß du kalt bist!“ sagte er sehr scharf, be-reute freilich sofort seinen Ton und bat sie um Verzeihung, der Treulosigkeiten eingedenk, die er sich ihr gegenüber hatte zuschulden kommen lassen.

Er verbannte jetzt ernstlich diese Nichtigkeiten aus seiner Phantasie, die überhitzt war, weil sie allzulange hatte hun-gern müssen, und beschloß, seine geplante Reise ins Riesengebirge jetzt endlich zu verwirklichen.

In irgendeinem stillen Waldwinkel dort wollte er ausruhen. Schon lange war er geistigen Dingen fremd geworden. Er wollte sich Lesfälle mitnehmen, gute Bücher, die seiner Phantasie gesunde Nahrung und seinen Nerven Ruhe geben würden.

Doch da traf er eines Tages unter den Linden Frau von Marisch, die, als er sie grüßte, auf ihn zukam, ihm die Hände entgegenstreckte und ihn in einer Weise ansah, die ihm verraten sollte, daß sie ihm verziehen hatte und daß es sie nach wie vor zu ihm hinstog.

Er war zunächst unwirsch und fast unhöflich zu ihr, widerstand aber schließlich doch nicht dem Charme, mit dem sie seine geflüsterte Ralte überfah.

„Sind Sie so sehr Ehemann und Vater, daß Sie keine schöne Frau mehr anzublicken wagen?“ rief sie lachend aus.

Seine schnell wiedererwachte Sinnlichkeit freiste sie und entzündete sich im Nu an ihr, zu einem Strohsfeuer, das er lustig aufsprasseln ließ, da es ihm doch so leicht war, es sofort wieder zu löschen.

~ Blistartig aber überfiel ihn zugleich ein Gedanke, eine Idee, mit der zu spielen ihn in diesem Augenblick ungemein reizte. „Haben Sie noch die Papiere, die ich Ihnen verkauft habe?“ fragte er sie.

„Es waren hunderttausend Mark, die ich verloren habe,“ antwortete sie spöttisch, „ich habe sie so leicht nicht vergessen, trotz der Millionen, über die Sie vor Jahr und Tag so trefflich unterrichtet waren.“

„Haben Sie sie noch?“

„Ich habe sie noch, da kein Zweiter mehr so verliebt war, sie zu kaufen.“

„Sie glauben natürlich, daß ich Sie damals betrogen habe?“ fragte er.

Sie neigte belustigt den Kopf zur Seite. „Ich denke mir, daß es nur Ihrem Wunsch entspricht, wenn ich das glaube!“

„Sie täuschen sich,“ sagte er ernst. „Ich gebe zu, daß jene Papiere nahezu wertlos waren, als ich sie kaufte, — aber Sie dürfen es mir glauben, daß ihr Wert wieder steigen wird und daß Sie noch auf Ihre Rechnung kommen werden.“

„Sie spaßen doch,“ meinte sie betroffen. „Jene Gesellschaft, von der Sie reden, ist bankrott.“

Er lächelte. „Meine Mission ist es, bankrotten Gesellschaften neues Leben einzuhauchen... Wie, wenn ich es auch bei dieser versuchte? Trauen Sie mir einen Erfolg nicht zu?“

Sie zollte ihm mit einer weichen Handbewegung ihre Bewunderung. „Man spricht viel von Ihnen, nur ich hatte mit Ihnen kein Glück.“

„Sie werden es noch haben, haben Sie Geduld! Und behalten Sie die Papiere!“

„Sollten Sie wirklich —?“

Er nickte, und die Idee nahm in ihm immer festere Formen an. „Ja. Mein Wort darauf. Und ich werde Sie diesmal nicht täuschen.“

Damit nahm ihr Gespräch eine andere Wendung, jene, die sie wünschte und auf die er bereitwillig einging.

„Sie sind hübscher als je,“ schmeichelte er ihr. „Er-lauben Sie mir, daß ich es Ihnen sage?“

„Ich bin erstaunt, daß Sie es tun!“

Er suchte ihre Hand, drückte sie lässig und ließ sie wieder fahren. „Wollen wir uns wieder einmal sprechen?“ fragte er.

„Wo?“ fragte sie verblüfft.

„Nicht bei mir,“ sagte er lachend, „dafür bei Ihnen!“

Sie erschrak und errötete vor Freude. „Einverstanden!“ ging sie auf seinen Ton ein. „Wann?“

„Morgen,“ sagte er schnell, „morgen gegen sechs. Werden Sie mich erwarten?“

„Ja,“ versprach sie und überließ ihm neuerdings ihre Hand, die er küßte.

Sie sah ihn bestürzt nach. Er war in eine vorüber-
fahrende Droschke gesprungen und winkte ihr noch aus der
Ferne zu.

Er ist ein Räuber, dachte sie, aber er ist doch entzückend!
Und sie beschloß, sogleich einen Besuch abzugeben, der
sich für den nächsten Tag bei ihr angesagt hatte.

Dem Besuch, den er ihr am nächsten Tag machte, folgte
ein zweiter und dem zweiten folgte ein dritter, und doch war
es nicht mehr die Lust am Getändel, die ihn zu ihr hintrieb,
sondern ihr Geld war es, ihr Millionenvermögen, das in
irgendwelchen todsicheren Papieren bei irgendeiner Bank
angelegt war und das doch, von dem bescheidenen Prozentsatz
an Zinsen abgesehen, nicht das brachte, was es bringen konnte.

Er hatte es bald heraus, daß er sie fest in seiner Hand
hielt, und er zögerte nicht länger, ihr von dem zu reden,
was ihm im Kopf spukte.

Es war ein Unternehmen, das sich in nichts von dem
unterschied, die er bisher mit bestem Erfolg durchgeführt
hatte, nur daß es seinem Umfang nach größer war, wie auch
zu seiner Durchführung Kapitalien gehörten, die er zurzeit
bei sich nicht flüssig machen konnte, weil er in seiner Fabrik,
die ständig wuchs, allzusehr in Anspruch genommen war.

Es handelte sich um die Gesellschaft, von deren Aktien
Frau von Marisch einen Teil in ihrem Besitz hatte, die zur
Zeit freilich bankrott war, deren Patente — sie verwertete
ein neues Verfahren, Metallfädenlampen herzustellen — aber
gerade deshalb für einen Pappentitel zu haben waren.

Reisner hatte sich im Handumdrehen die nötigen Unter-
lagen und Belege verschafft und die Lage und die etwaigen
Zukunftsmöglichkeiten der Gesellschaft genau studiert. Die
Sache war, wie er meinte, gut, und sie hatte sich nur deshalb
nicht durchsetzen können, weil sie, die im großen Stil be-
gonnen worden war, doch mit zu geringen Mitteln unter-
nommen war, so daß man schließlich auf halbem Wege hatte
stehen bleiben müssen.

Reisner sprach überzeugend, weil er an die Realität
und an ein Prosperieren des Unternehmens glaubte. Er
gewann auch Frau von Marisch für die Sache, deren schein-
bares Sich-sträuben nur ein Spiel war, das ihn nicht
täuschte.

„Warum gehen Sie nicht Ihre Frau um das Geld an,
das Sie brauchen?“ fragte sie. „Ihre Frau ist reich.“

„Weil ich mit meiner Frau grundsätzlich nicht in Ge-
schäfte verwickelt werden möchte,“ antwortete er der Wahr-
heit gemäß. „Es ist eine Marotte von mir, sonst nichts.“

„Und Ihr Glaube, daß Ihnen die Frauen bei Geschäften
unglücklich bringen müssen, — wo bleibt der?“

„Das ist vorbei,“ sagte er ernst. „Die eine Frau, die
ich gewonnen habe, hat mich mit allen anderen verhöhnt, an
die ich man glaube.“

„Es ist bitter, was Sie mir da sagen, und recht wenig
galant.“

„Aber es ist die Wahrheit, und ich will Sie nicht be-
lügen.“ (Fortsetzung folgt.)

Erwin von Steinbach.

Am 800. Todestag des Meisters der Straßburger Dombauhütte
am 17. Januar.

Von Dr. Fritz Hoerber (im Felde).

Seit den großartigen Worten des jungen Goethe von 1772,
des Straßburger Studenten, von Volkstum und Volksgemüt, des
Sturm- und Drangdichters, des vaterländischen Schauspielers vom
„Mitter Gottfried von Berlichingen mit der eisernen Hand“, lebt
der sagenumwobene Name Erwins von Steinbach als leuchtendes
Wahrzeichen alter deutscher Baukunst in unser aller persönlicher
Erinnerung. Den Mannen Erwins von Steinbach ist dieser raus-
schende Lobgesang Jung-Goethes geweiht, das begeistertste Bekennt-
nis zu dem Gefühlsbewußtsein eines romantisch erlebten, nation-
alen Mittelalters, zugleich aber auch der kraftvolle Protest gegen
die Mode des französischen Klassizismus jener Tage: „Was
braucht's dir Denkmal! Du hast dir das herrlichste errichtet; und
klingert die Aeneiden, die drum krabbeln, dein Name nicht; hast
du gleiches Schicksal mit dem Baumeister, der Berge aufstürzte
in die Wolken.“

In solchen prometheischen Wütern redet der junge Goethe
seinen „heiligen Erwin“ an. Wenigen ward es gegeben, einen
Dabelgedanken in der Seele zu zeugen, ganz, groß und bis
in den kleinsten Teil notwendig schön, wie Bäume Gottes; wenigen,
auf wartend betende Hände zu treffen, Felsenrund zu graben,
steile Höhen drauf zu zaubern und dann sterbend ihren Söhnen
zu sagen: „Ich bleibe bei euch, in den Becken meines Geistes,
kollendet das Regennetz in die Wolken.“ Und mit das Werk, das

Straßburger Münster selbst, im Spiegel dieser glühenden Jung-
dichterecke: „Mit welcher unerwarteter Empfindung überraschte mich
der Publiz, als ich davon trat! Ein ganzer großer Eindruck füllte
meine Seele, den, weil er aus tausend harmonisierenden Einzel-
heiten bestand, ich wohl schmecken und genießen, keineswegs aber
erkennen und erklären konnte. Sie sagen, daß es also mit den Frem-
den des Himmels sei, und wie oft bin ich zurückgekehrt, diese himm-
lisch-irdische Freude zu genießen, den Riesengeist unserer älteren
Brüder in ihren Werken zu umfassen! Wie oft bin ich zurückgekehrt,
von allen Seiten, aus allen Entfernungen, in jedem Lichte des
Tages, zu schauen seine Würde und Herrlichkeit!“

Wie dem Sturm und Drang, so galt auch der aus ihm her-
vorgegangenen Periode der Romantik Meister Erwin von Steinbach
als die wahre Personifikation altdeutscher Baukunst. So lebt
er in der Gedankenwelt Badenoders und E. T. A. Hoffmanns
weiter, in diesem Sinne ist das Bild des lebenswerten Malers
Moriz von Schwind entworfen, das uns den jungen Erwin im
Traume durch die vollendeten Gewölbeköpfe des Straßburger
Münsters schwebend zeigt, von einem Engel Gottes geleitet. —
Wie bei den Geschichten Homers, so war es auch bei diesen ersten
Studien vaterländischer Baugeschichte für alle Forscher selbstver-
ständliche Voraussetzung, daß diese Werke künstlerische Einheiten
seien, daß sie — zum mindesten — auf einem einheitlich voraus-
bedachten Plan beruheten. Den noch an spätromantische Formen an-
knüpfenden Ostteil des Straßburger Münsters, Chorische und
Querschiff, das im Verhältnis zur Fassade nach frühgotische Lang-
haus, die Fassade in ihren auf verschiedene Meister sich verteilenden
Einzelpartien selbst, der durchaus spätgotische hohe Turm mit
seiner barock bereicherten Heimspeise — alles das fassen der junge
Goethe und jene dichterischen Romantiker als planvoll erdachte
und folgerichtig gebaltete Werkeinheit auf, die sie mit der mühen-
umwobenen Persönlichkeit Erwin von Steinbachs in schöpferische
Beziehung bringen.

Indem nun die Kunstgeschichte gelernt hat, Stile zu unter-
scheiden und aus ihnen die verschiedenen Zeiträume eines so ge-
waltigen Bauwerkes, wie es das Straßburger Münster darstellt,
abzugrenzen, verliert die Persönlichkeit Erwin von Steinbachs je
länger je mehr an historischem Umfang und an romantischem
Reiz: aus dem halbmythischen Urmäster altdeutscher Baukunst
wird ein hieherer, tüchtiger Steinmetz, wie noch viele andere am
Wert des Straßburger Münsters tätig gewesen waren. — Das,
was wir von Erwin bestimmt wissen, ist sein durch den Grabstein
überlieferter Todestag: Anno domini 1318. XVI. Kal. Febr. obiit
Magister Erwinus, Catherinor Fabricae Ecclesiae Argentinenis.
Sein Beinamen „von Steinbach“ ist bereits nur sagenhaft, ebenso
seine Tochter Sabine, die dem Vater als Gefelle am Bauwerk
geholfen haben soll, und die dem Besucher der erzählungsstü-
ckhaften Gern in einer Frauengestalt der Münserkapell noch zeigen
möchte. Ja, die Stelle einer Urkunde von 1284, in der Erwin be-
reits als Münsterbaumeister genannt wird, ist als eine nachträgliche
Verbesserung erkannt worden. — Von dem ganzen Münsterbau-
werk kommt Erwin nur ein Bruchteil der allerdings großartigen
Westfassade zu, das Untergeschoß mit den drei von Wimpergen
gekrönten Fassade und der berühmten Rose des mittleren Ober-
geschoßes. Ebenso sind die Dekoration der westlichen Innenwand
und die, die Turmgewölbe tragenden Freipfeiler des Innern auf
ihn zurückzuführen. Und diese Arbeiten erscheinen wieder in der
Ausführung noch gar im Entwurf als sein unbestrittenes künst-
lerisches Eigentum. — Von der ursprünglichen Innenausstattung
stammt von Erwin eine 1316 ausgeführte Tribüne für päpstliche
Besucher, deren Untergeschoß eine Marienabteile barg. Sie schloß
sich an den bereits am Ende des 13. Jahrhunderts errichteten Lett-
ner an. Wenige Reste von ihr birgt die Dombauhütte des Frauen-
hauses. Unter Erwins starkem Einfluß und der Mitarbeit seines
gleichnamigen Sohnes wurde die gotische Stiftskirche in Nieder-
haslach, im unterelsässischen Kreis Molsheim, im ersten Drittel
des 14. Jahrhunderts errichtet.

Wenn die Straßburger Münsterbauhütte im Lauf des 14.
Jahrhunderts in künstlerischer Hinsicht für viele Kirchenbauten
Süddeutschlands einfluß- und maßgebend erscheint, so liegt das
also nicht an der überragenden geistigen Persönlichkeit Meister
Erwins, als vielmehr an zwei andern, allgemein wichtigen Fak-
toren: einmal an der Art des mittelalterlichen Baubetriebes,
der seine Baupläne von Werkplatz zu Werkplatz ausstich, und so-
dann daran, daß hier in Straßburg zuerst jener Stil in voll-
endeter Ausprägung erschien, der das künstlerische und geistige
Bedürfnis seiner Zeit darstellt: die französische Hochgotik. —
Das Straßburger Frauenhaus birgt noch drei Baueinrichtungen auf
Bergament aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts. Die Rose
werden in der Fachliteratur, aus der die gründliche Erörterung
von Hans Kunze (Sonderdruck 1911) und ein Aufsatz des Domba-
meisters Johannes Anath im „Münsterblatt“ genaunt seien,
ihrem zeitlichen Dattreinander entsprechend mit den Buchstaben
A, B und C gekennzeichnet. — Der Miß B war im ganzen das
Vorbild des Erwin'schen Fassadenteils; in Kombination wie Ein-
zelheit setzt er die Kenntnis der klassischen französischen Kirchen-
fassaden zwischen 1260 und 1270 voraus. Individuelle Beziehun-
gen verrät er vor allem zu den Fassaden von St. Nicolas in
Reims und des Querschiffes von Notre-Dame in Paris. Diesem
ganz unbekanntem Meister des Mißes B folgt die Ausführung des seit

etwa 1280 am Südturm der Westfassade tätigen Meisters Erwin in freier Weise. (Der am Nordturm einsetzende Baubeginn der ganzen Westfassade fällt ins Jahr 1276): Zwischen die drei Strebe-
 peiler, die die Münsterfront den inneren drei Schiffe entsprechend
 rhytmisch gliedern, werden die tief eingestuftten Spitzbogenportale
 gestellt. Die hohen abschließenden Giebel, „die Wimperge“, über-
 ihnen werden — im Gegensatz zu dem Bauritz, der hier drei gleich-
 große Giebel vorzieht — in Breite und Höhe kräftig voneinander
 unterschieden: dadurch wird das Hauptportal über die kleineren
 Seitenportale beherrschend herausgehoben. Der ganzen Wand dar-
 über wird bis zu dem das Erdgeschoß abschließenden Balkenstrab-
 gelm ein höchst elegant gearbeitetes, sehr feines Maß- und Stab-
 werk vorgelegt, das ganz einzigartig, wie eine zarte Harfen-
 bespannung wirkt. — Mit Aufnahme der Hofe, die der Plan B
 nicht zeigt, griff Erwin auf den Bauritz A und damit auf das Vor-
 bild von Notre-Dame in Paris zurück. —

Mit dieser Fassade, die also keineswegs eine geniale Er-
 findung des genialen Meisters Erwin ist, und mehr noch mit den
 von Bauhütte zu Bauhütte wandernden Rissen drang die klassische
 Formensprache der französischen Hochgotik in Süddeutschland ein.
 Das persönliche Verdienst Meister Erwins besteht, abgesehen von der
 individuellen Ausführung und Verbindung der Pläne A und B,
 in der — unfranzösischen — Veränderung des Höhen- und Breiten-
 verhältnisses: diese Fassadenjocche haben nicht die elegante Schmal-
 heit und Schlankheit der französischen Hochgotik. In ihrer feh-
 lenden Breite zeigen sie gewissermaßen eine deutsche Proportion.
 Aber diese war schon durch den Querschnitt des Langhauses, das
 zwischen 1250 und 1275 errichtet war, als zwanzigfüßige Voraus-
 setzung gegeben, also durchaus nicht freier persönlicher Entschluß. —

Somit war Erwin weder ein genialer Baumeister, der seine
 Zeit als schöpferische Persönlichkeit überragte, noch ein bewußt
 oder auch nur unbewußt deutscher Künstler in seiner Kunst. —
 Wie so häufig bei wachsender geschichtlicher Erkenntnis gilt es
 hier, eine fromme Legende zu zerstören. Fast nur zufälligerweise
 hat die Geschichte uns gerade den Namen Erwins aus der großen
 Reihe der Seemannsangehöriger des Straßburger Münsters über-
 liefert, an den dann der junge Goethe und die Romantiker die
 überschwängliche Vorstellung eines persönlich großen Meisters alt-
 deutscher Baukunst anknüpfen. Das bewußte Deutlichkeit pflegten
 in jenen Tagen des hohen Mittelalters nur ganz einzelne, geistig
 Außerordentliche, wie der ritterliche Sänger Walther von der Vogel-
 weide, die Krüge und Färbler sogar am wenigsten, denen es
 damals vor Allen auf Wehrung ihrer Hausmacht, selbst auf Kosten
 des Reiches, ankam. An der Uebernahme, Schöpfung oder Ver-
 breitung eines geistigen Gedankens konnte einem schaffenskräftigen
 Handwerksmeister des 14. Jahrhunderts aber deshalb nichts
 liegen, als gerade die gesamten literarischen und technischen Fort-
 schritte nur aus der Fremde, aus Frankreich, zu holen waren,
 und als überdies die gesamte gesellschaftliche und künstlerische Kultur
 sich nach Westen orientiert hatte. — Baukunst ist immer eine
 individuelle Kunst, in der der Schöpfer völlig hinter seinen
 Schöpfung zurücktritt, zumal im Mittelalter, wo strenge zünftige
 Gebundenheit der Entwicklung von Persönlichkeiten durchaus zu-
 wider war. Unsere deutschen Dome sind von großen Geschlechtern in
 langsamer, zäher Jahrhundertearbeit errichtet worden, sie sind
 aber nicht aus der persönlichen Inspiration einzelner Kunstgenies
 heraus geboren! —

In der Kunstgeschichte kommt es nur darauf an, die Ereignisse
 so zu erkennen, wie sie waren, nicht aber, wie sie edle oder sentimenta-
 le, stets partiell vorweggenommene Absichten darzustellen be-
 lieben! —

Wilhelm Busch und ich auf dem Dache.

Zu seinem 10. Todestag, von Ludwig Weil.

Mein Elternhaus, das in einer kleinen, lustigen Studenten-
 stadt im Hessischen steht, birgt unter seinem Giebel einen dickeren,
 von braunem Gebälk ineinander durchkreuzten Boderraum, der mir
 heute noch als der allerhöchste Aufenthalt erscheint, den es gibt.
 Wenn man da hinauf wollte, müßte man erst eine gräßliche Lufttreppe
 mit der Schulter in die Höhe stemmen, als Gegengewicht rollte ein
 Backstein an einem dünnen Seile herab, und baumelte einem dann
 gerade vor der Nase. Die Guillotine nannte ich diesen Apparat, und
 noch jetzt beim Niederschreiben, zittert es mir wie ein eisalter Schnitt
 oder Schlag in den Nacken, trotzdem damals mit der Luke nie etwas
 anderes passiert war, als daß sie in meiner Phantasie die fremden,
 grausamen Schauer vor einer Mordmaschine, die so still da stand,
 erregte.

Immer des Mittags, nach dem Essen, wenn der Vater auf dem
 roten Klischsofa schlief, die Mutter über dem Rücken meiner
 Sonntagshosen eingeknickt war, die ältere Schwester aufwusch und die
 Gefellen in der Werkstube auf gelben Hobelspänen schliefen,
 schlich ich hinauf, ein mächtiges Buch unter dem Arm. Die Luke für
 freizüßte, der Backstein kam drohend aus dem Dunkel herab, ich stieg
 in den heißen Sommerbrodem hinein, der mit dem bedauernden
 Dunst, der von der Hitze aufgeplakten alten Tannenbalken, der ge-
 trockneten Birnen und Pflaumen, die da oben auf Darren lagerten,
 und dem zum Aufsteig reizenden Staub die Sinne und das abend-

beserkte Blut des Knaben erhitze. Dort lag eine alte Kaffeemühle
 der Großmutter, mit einer wunderhohen Messingkuppel, ein ver-
 kochenes Rissen mit orientalischer Verstickerei, nicht weniger als
 vier schwere, geschmückte Tischentlagen, die ich niemals aufgebracht
 habe, standen nebeneinander an der Wand; ich weiß heute noch nicht,
 was sie enthielten. Im Papier eingepackt, lagen sorgfältig an-
 einandergeschichtet, Vaters neue Sägeblätter; wieder sah ich jedoch
 aus, dann waren es furchtbare Himmelsdewerter, und ich versank
 beim Anblick des nackten, grauam-blanken und gezähnten Stahls
 ganz in eine düstere, farbenschwelende, orientalische Welt.

In der Nähe des einzigen, sehr engen Dachfensters lagen eine
 ganze Menge toter Kohlweihlinge und Vienen. Besonders diese
 hatten etwas Grauenvoll-Ausgehorretes — das waren alles Bilder,
 die den wahrhaft afrikanischen Genuß dieser heißen Einsamkeit er-
 höhten. Da schlief ich mich wohl. Da war es schön, sich auf den
 Bauch zu legen, und auf dem Staupe des Bodens, mitten zwischen
 den toten Kohlweihlingen und vertrockneten Vienen schlug ich das
 schwere Buch auf. Es waren furchtbar ernste, wild-erregende Dinge,
 die sich da las und sah; schrecklich wie die Salmastflasche da auf
 dem Tisch stand und die doch eigentlich so gute Helene auf den Knien
 langsam zu ihr hinaufschaute, wie die Flasche immer größer wurde und
 die armen Vienen der Helene sich in furchtbare Angst erweiterten,
 während sie näher, immer näher rückte und dann, o Grauen, die
 Flasche ansetzte und trank, wirklich trank von etwas, was so ureinfach
 dagesunden hatte, aber in dieser Einfachheit so entsetzlich drohend,
 dürrpfl und schwarz wirkte, und wie sie nachher verbrennen mußte
 und ihre dünne Seele vom Teufel wie ein Laum noch gestaltfaster
 Schleierfetzen, auf so etwas wie eine Feingabel geprüßt, aus dem
 Schornstein geschleift wurde und — der Welt war nicht mehr zu ge-
 brauchen. Das sah ich mir das Furchterlichste, was einem Mädchen
 passieren konnte. Ich weinte nicht, aber ich schwitze glasbelle
 Tropfen, die mir über das plüschbeige Gesicht liefen, und mein
 Herz schlug heftig, während mein Atem säuer und angstvoll ging.

Ich schleippte einen alten Hohlhalm mit zerrissenem Stroh herbei,
 und nun kam eine schwierige Sache, zusammen mit dem biden Band
 kam ich nicht durch die schmale Deffnung des Dachfensters, ihn zuerst
 aufs Dach legen und dann nachklettern, ging ebensovornig, da er
 über die Schiefer in den Hof gerutscht wäre. Es blieb mir keine
 Wahl, als ihn auf dem Stuhl zu legen und erst einmal mich hindurch-
 zuzwängen. Dann tauchte ich von oben, beide Schenkel rechts und
 links gegen die eiserne Fensterfüllung gesenkt, kopfunter in die
 schwüle Atmosphäre des Boderraumes hinab und angelte das
 Buchalbum vom Stuhl mit in meine luftige Höhe über den Dächern.

Hier sah ich nun, hatte nie gedacht, daß Schieferplatten so
 groß seien, und stützte die Beine mit den vom Klettern zer-
 schundenen Kniescheiben zum Schutz gegen das Abrutschen an dem
 Schornstein. Auch den hatte ich mir nie so groß vorgestellt.
 In seinem Schatten lag ich ganz allein über der sommerbrütenden
 Stadt, inmitten der flimmernden Dächer und fernen blaubunigen
 Berge mit weißem Wolkengürtel dahinter. Ich kleiner Junge mit
 meinem großen Buch auf den Knien.

Kam dann der Abend, so erklangen hier oben die Glocken viel
 reiner, ich hörte unten im ganzen Haus die Mutter nach mir
 rufen und schimpfen, Fabrikfirnen stießen ihren dumpfen Damp über
 die Stadt, und ich sah da oben und lächelte und ließ mir die
 nackten Beine, die Hände und das Buch darunter von der warmen
 Abendsonne vergolden.

So hab ich Wilhelm Busch gelesen, nein getrautet, und
 merkwürdig, dabei bin ich recht ernst geblieben, das rein Spaß-
 haste ist mir erst viel später bewußt geworden, vielleicht im
 Gegensatz zu den meisten Kindern.

Jetzt ist der Meister zehn Jahre tot.
 Und ich bin, nach ebensoviele harten Jahren, in diesem Winter
 zum ersten Male wieder in der Heimat gewesen. Das Städtchen
 war tief verschneit, als ich ankam, ich erfuhr, daß das alte Busch-
 album einem mir Unbekannten gegeben worden war, der es nicht
 wieder zurückgebracht hatte, und als ich nach dem Essen ganz heim-
 lich auf den eisalten Boden kroch, knirschte wohl die Guillotine
 noch, auch lagen die toten Schmetterlinge noch da, aber meine
 Schaktern waren schon zu breit für das Dachfenster geworden —
 und das kalte Haus an der „Schoor“, dem alten Stadtgraben,
 war das Haus meiner Jugend nicht mehr.

Gruppenrätsel.

altb altb also anfa denh deru dscha ein eise eist eret erwo
 eoor sit gter imme nden nelt ngen niem ntun ollen otter rakt
 rund schwe stiel undl wasb zeit.

Vorstehende Buchstaben sind so zu ordnen, daß sie in sinn-
 gemäßen Zusammenhang gelesen einen Vers von Julius Sturm
 ergeben.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Rätselsprungs in voriger Nummer.

- Minuten zerstören,
- Was Jahre erbauten.
- Minuten uns bringen,
- Was Jahre nicht brachten. . .